

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 207.

Donnerstag, 3. September.

1929.

(20. Fortsetzung.)

## Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dercken-Bünigsd.

(Nachdruck verboten.)

... Als alles zur Abfahrt bereit stand, kam plötzlich Sture herangeköhrt, eine Jammergestalt mit zer-rissenem Ohr ...

Nase umarmte den von Nässe und Schmutz Starren-den glücklich und hob ihn zu sich auf den Wagen. Dies hatten die Pferde nur abgewartet, um loszu-traben.

„Farnel, Frognersnäs!“ rief Nase erstickt und beugte sich noch einmal aus dem Wagenfenster.

Ein Bild trostloser Verlassenheit — das Ende eines Abenteurers, wie sie nie wieder eines erleben würde.

Erst jetzt sah sie deutlich, wie schief diese groß zu-sammengesetzten Blockwände waren — wie das Dach herabhing, von der Faust vieler Jahrzehnte immer tiefer auf das sinkende Schiff gedrückt.

Lyffe ahnte, was in der Frau an seiner Seite vor-ging.

„Wende den Blick von der Stätte, die dem Verfall bestimmt ist. — Wir fahren nun ins Glück, Nase ... ja, wir fahren ins Glück.“

„Herr Graf, wir sitzen fest“, meldete der Kutscher in diesem Augenblick. „Das linke Vorderrad, der Teufel möge es holen, der Damm ist weich wie rote Grütze mit Sahne.“

Trolla faltete die Hände.

„Wenn wir versinken sollen, meine Zeit ist ohne-hin um.“

Sture bellte vergnügt.

„Dummes Zeug“, schalt Lyffe, „erst will ich noch Hochzeit halten — heraus aus dem Wagen! Ange-paßt!“

Nach halbstündiger Arbeit waren sie wieder flott.

Es erinnert mich an eine Reise zu Kameel durch die Wüste Silvah“, sagte Lyffe, Nase festhaltend.

Der Wagen schaffte sich, in allen Fugen ächzend, durch den verschlammten Sand. Bald war die rechte Seite oben, bald die linke.

„Das macht der Ballast“, meinte der Kutscher. „Wir hätten für das verdammte Zeug einen zweiten Wagen haben sollen, dem Fuhrhalter Lauritzen soll dies und jenes in die Knochen fahren!“

Aber Lyffe strahlte in einer Laune, die der des Him-mels gleichkam.

„Nur Abenteurer holen sich so die Braut heim, Nase!“, rief er, ihr Gesicht mit beiden Händen empor-hebend. „Und wenn der Wagen zerbricht und Kisten und Säcke am Wege liegen oder das Wasser sie fort-spült, so trage ich dich eben auf meinen Armen in unser herrlichstes Abenteuer hinein.“

Um das Niederreißen des Hauses in Frognersnäs brauchte Jens Kraaks Enkeltochter nicht mehr besorgt zu sein.

An dem Abend, der ihrem Auszug aus dem alten Felsenneß folgte, bemerkten die Bewohner der nahe am Meer gelegenen Stadtteile eine Rote am Himmel wie von ungezählten Sonnenuntergängen.

Die Leute liefen auf Brücken und Dämme zusammen und starrten das Naturschauspiel an, die Schiffe im Hafen erstrahlten im bengalischen Licht und auf weite Strecken hin trug der Christiansafford flüssige Lava, dunkelgoldene und düsterpurpurne.

Und dann stieg eine Feuersäule empor, die das Blau des Himmels zerriß und zerberstend ein Milliardenheer von Funken zurück auf die Erde schleuderte.

Laut schrien die Menschen vor Grauen und Ent-zücken.

Rauchfahnen flogen vor dem Winde daher, das Feuer entfesselte einen Sturm, als wälze das Erdinnere sich nach außen — sein Brausen überbrüllte die Angst-rufe der am Ufer hin und her Kennenden und das Rauschen der Brandung.

„Das alte Schiffshaus brennt.“

Einer rief es dem andern zu.

Aus der Stadt kam gerannt, was Beine hatte.

Bei jedem neu hervorbrechenden Flammenberge brach die Menge in ein ohrenzerreißendes Heulen und Jöhlen aus.

Dicker, schwarzer, bliggelb umsäumter Qualm ver-dunkelte sekundenlang den ganzen westlichen Horizont. Eine unheimliche Totenstille senkte sich herab über die Natur, die den Atem anhielt.

Die Gassenbuben kletterten blöde in diese frühe Nacht und das rohe Gelächter blieb ihnen in der Kehle stecken.

Brandgeruch erfüllte die Luft. Die Schiffsfirenen erhoben ihre Stimmen und schrien ihren schauerlichen Hilferuf über die Stadt dahin und über das unruhige Wogen tragende Meer.

„Die ganze Insel brennt. Alle Sommerhäuser und alles. Es ist vorbei mit ihr!“

Raum wagte man zu flüstern.

Dichter und dichter türmte sich die gewaltige Rauch-masse, und schon wühlten die in ihren Nerven auf das höchste überreizten, zur Hilflosigkeit verdammten Zu-schauer das Feuer erstickt im schwelenden Grab, als die himmelanstrebenden Wände von Qualm und Finster-nis sich teilten und eine Flamme emporstob; eine Flamme, die sich auf die Stadt zu stürzen drohte, um sie zu vernichten und dem Erdboden gleich zu machen.

Ein vielstimmiger Schrei durchbrauste die Nacht, die still und feierlich wie immer aufgezogen war, ohne daß die wie vom Wahnsinn Besessenen es merkten.

Aber die Insel war fern.

Boote und Fuhrwerke aller Art machten sich nach der Brandstätte auf.

Die Besitzer der Sommerhäuser hatten zum Teil den Kopf verloren und eine zweite Katastrophe drohte — dieses Mal auf dem Wasser.

Und die Erde bebte unter der Wut des Elementes, das da draußen sein grauenvolles Totenfest feierte, und Aufruhr war in der ganzen Stadt.

Oberkellner Krull lief mit gerungenen Händen und klopfte an die Tür des Kammerherrn, der sich noch nicht hatte entschließen können, Christiana zu verlassen. Denn er wartete sehnsüchtig auf ein Wunder.

„Herr Kammerherr, Herr Kammerherr! Die Insel brennt! Die ganze Insel steht in Flammen!“

„Lassen Sie sie brennen! Sie und ich — wir können das Feuer nicht löschen“, sagte Roustad düster.

Aber Krull gebärdete sich wie ein Narr.

„Sie wissen nicht, Herr Kammerherr — ich kann's nicht sagen — ich bin nicht fähig dazu —“

Er warf sich auf einen Stuhl.

„Was weiß ich nicht?“, drängte Roustad, durch eine



Schreckliche Ahnung aus seiner Gleichgültigkeit gerissen, spannen Sie mich doch nicht auf die Folter — was wollen Sie von mir?“

Der Oberkellner wischte sich das erdfahle Gesicht mit der Serviette ab.

„Frau Solaker ist auf der Insel. Ich dürfte nichts verraten. Was diese Frau will, muß man tun — ich lehne die Verantwortung ab — ich trage keine Schuld an ihrem Tode.“

Die Zähne schlugen ihm auseinander wie im Fieber. Roustad hatte das Fürchterlichste begriffen.

Ohne sich weiter um den Mann zu kümmern, der mit gekrümmtem Rücken zu Boden starrte, sagte er die Treppe hinunter.

Die Straße war schwarz von Menschen.

Der Kammerherr schrie nach Wagen, Pferden und Booten, aber niemand hörte ihn.

Polizei drängte das gaffende Volk zurück, das sich von dem Anblick des düsterroten Himmels nicht zu trennen vermochte und unersättlich schien in der Erwartung noch aufregenderer Ereignisse.

Noch immer spie der ferne Krater Feuersäulen aus und dann ging diesmal ein tiefes, befreiendes „ah!“ durch die Reihen.

Sie wichen und wankten nicht. Das Feuer hätte auf sie herniedersinken können, ohne daß sie um einen Fuß breit nachgegeben hätten.

Roustad fühlte sich am Arme gefaßt und zurückgerissen. Gerade noch zur rechten Zeit; eine Feuerspritze rasselte vorüber.

„Bitte, weitergehen, mein Herr. Hier kommt niemand durch.“

Mechanisch gehorchte der Kammerherr, gewohnheitsmäßig den Anordnungen der Obrigkeit Folge leistend.

Mit wildem Blick auf den Pöbel, der die Straßen unsicher machte, und den man sonst nie in diesem vornehmen Viertel sah, flüchtete er ins Hotel und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Die Morgenzeitungen brachten spaltenlange Berichte über die „Brandkatastrophe von Frognersnäs“, und natürlich tauchte auch sofort die Frage nach der Ursache des Brandes auf. Ein Artikel erging sich in allerlei dunklen Andeutungen und erwähnte sogar alte, vergessene Geschichten. Im übrigen wurde festgestellt, daß es gelungen sei, ein Übergreifen des Feuers von dem alten Schiffshaus auf die weiter gelegenen Sommerwillen zu verhindern.

Dies alles klang beruhigend und sehr nüchtern und enttäuschte einigermaßen die frommen, aber sensationslüsternen Christen am Kaffeetisch.

Erst ein geflüstertes Wort von Mund zu Mund, das keine Zeitung aufzunehmen wagte, verhalf diesen Leuten zu dem erhofften Nerventzitter.

Eine junge und schöne Frau soll in den Flammen umgekommen sein. Eine Dame, die diesen Winter im Grand Hotel wohnte und zu Hofe ging.

Oberkellner Krull wußte den Namen. Er war genötigt, der Polizei Auskunft zu geben.

Und in den ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Ende des alten Schiffshauses war es noch nicht gelungen, Genaueres über den Verbleib der Frau Aase Solaker festzustellen.

Natürlich war auch Frau Tyra Brahe bis auf die kleinste Einzelheit auf dem Laufenden gehalten worden.

Sie erachtete es als ihre Aufgabe, jetzt, wo durch Frau Aase Solaker keine Trübung ihres Freundschaftsverhältnisses mehr zu befürchten war, den so halb und halb verwitweten Kammerherrn zu trösten. Sie tat es mit der schwärmerischen Behauptung, daß es doch keinen wahrhaft schöneren Tod gäbe, als den Flammentod.

„Ja, wenn man vorher gestorben ist“, erwiderte der Kammerherr grimmig und verzweifelt. „Sparen Sie, Tyra, jegliche Nutzenwendung aus dem Poesiealbum — und nennen Sie nie mehr jenen Namen!“

„Wie Sie wollen“, sagte Frau Brahe mit Achselzucken. „Wo gedenken Sie dieses Jahr Ihre Sommerferien zu verleben?“

Viele behaupten steif und fest, sie hätten den Geist des alten Schiffsmannes gesehen, wie er als feuriges Gespenst dahergefahren sei. Es war prachtvoll, wie sie sich grüßten.

Die mit der Untersuchung des Falles Betrauten aber sprachen ganz offen von Brandstiftung.

Nun meldete sich der Fuhrhalter Lauritzen und sagte aus, am Nachmittag vor dem Brande habe Graf Lykke ihn veranlassen wollen, ein starkes Fuhrwerk mit zwei Pferden nach der Insel zu schicken. Er selbst sei mit einer alten Reise-Equipage bei ihm vorgefahren und äußerst aufgeräumt gewesen. Er — Fuhrhalter Lauritzen — habe jedoch keine Lust verspürt, den kaum freigelegten Damm durch sein wertvolles Tiermaterial ausprobieren zu lassen und demzufolge das Ansinnen des Grafen glatt abgelehnt.

„Hierauf lachte er, daß es dröhnte, nannte mich einen Angsthasen und fuhr von dannen, ich meine, er war von einer geradezu unerlaubten Lustigkeit.“

„Also Graf Lykke hat sich nach Frognersnäs begeben.“

Oberkellner Krull wurde nun ein wenig unter die Lupe genommen, denn man hielt ihn für einen Betrauten des Grafen.

Krull war starr, er hatte den Grafen seit Wochen nicht gesehen.

In seinem Gewissen bohrte Tag und Nacht ein Wurm. Das war der Name Stenersen. Der Mensch hatte sich schon lange nicht mehr blicken lassen. Krull wußte ganz genau, daß er die Polizei nur auf diese Fährte zu setzen brauchte, um den Dingen eine andere Wendung zu geben — aber er schwieg. Das Schicksal der schönen Frau ging ihm entsetzlich nahe. Er hatte sie genugsam gewarnt. Wie ein Vater — jawohl. Aber solchen Leuten mit dem Stich ins Absonderliche ist nicht zu helfen. Und er gäbe die Trinkgelber eines ganzen Jahres darum, wenn jemand ihm die Vorkommnisse auf der Insel während der letzten acht Tage wahrheitsgetreu schildern könnte.

Zunächst teilte er dem Kammerherrn die Neuigkeit von der Fahrt des Grafen nach Frognersnäs mit.

Der hörte nur das eine heraus: „Er ist zu ihr hingefahren, er hat sie dort besucht, er hat unter einem Dache mit ihr gewohnt —“

Und Roustad verbarg seinen Schmerz, seine tödliche Eifersucht hinter einer gleichgültigen Miene und beschwor den Oberkellner, niemand etwas davon zu sagen. Aber an demselben Nachmittage wußte es schon die Hofdame und sprach sich ungeniert darüber aus.

„Lykke war mir immer unheimlich“, erklärte sie, den Kammerherrn fest ins Auge fassend. „Ich traue ihm alles zu — die Entführung einer Frau — gewisse geistige Hochstapeleien, das Auftreten unter den verschiedensten Namen und Masken — nur keine ungentlemanlike Tat — und keine Brandstiftung.“

„Brandstiftung! Wer sagt denn das?“, fuhr Roustad auf, der an nichts anderes dachte, als an das Zusammensein von Lykke und Aase, an dem nicht mehr zu zweifeln war.

„Wo haben Sie Ihre Gedanken, bester Kammerherr? Das pfeifen ja die Spähen von den Dächern.“

Roustad wandte ihr sein zermartertes, übernächtigt blaßes Gesicht zu.

„— Wo hat er die Frau gelassen?“

(Fortsetzung folgt.)

## Eifersucht.

Von Wilhelmine Balkmeister.

Unter einem ruhigen Himmel dehnte sich die lange Landstraße. Das Wägelchen Hans Semmlers ratterte gemächlich zur Stadt. Etwa fünfzig Schritte hinter dem Gefährt schritt eine Frau kräftig aus. Sie hatte Eile und hob die Hände an den Mund: „Hoho! Hoho!“ Semmler wandte sich um, erblickte die Frau und ließ die Pferde stehen. Sie kam heran. „Laß mich aufsitzen, fährst wohl ohnehin in die Stadt?“ — „Ja, dö's tua i, sitz auf!“ — Im Augenblick, als sie sich auf das Brett neben ihm schwan, sahen sie einander ins Gesicht, und beide wurden mit einem Schlage jünger. „Mir scheint...?“ lächelte das runzelige Bäuerlein auf dem Wagen. „Mir scheint, du bist die Rathi!“ — „Und du der Semmler!“ — „O, mei, vierzig Joahr is eine lange Zeit, und doch hab' i di erkannt!“ — „Fähr' aus, wir können auch im Fahr'n reden!“ sagte die Frau sachlich. „I muß in



die Stadt ins G'richt!" Er zog die Zügel stramm. „Sart is a mir ergang'n", fing die Frau an. „I bin Witwe g'word'n und hab' Scherereien beim G'richt." — „Dös is schlimm!" Vor Behörden hatte der Semmler immer unbändige Angst. „Was machst denn da bei uns im Dorf?" erkundigte er sich und sah der Kathi ins verblühte Gesicht. — „A Dokument hab' i hos'n müß'n beim Bürgermeister. Aber wia geht's denn dir? Dös war a andere Zeit, wo wir noch a'samm tanzt ham... Na ja. Man muas halt amal alt werd'n, nützt nitz, das Murz'n!" — „Schaut no ganz guat aus!" log der Semmler galant. — Sie war zu alt und zu müde, um darauf zu hören. „Hab' mir im Vorbeigeh'n dein' Hof ang'schaut, sauber, sehr sauber! Hast woll a die rechte Ehefrau?" — „Schon", nickte der Bauer. — „Is halt leichter wirtschaft'n, wenn der Mann lebt. Mir is schwer! I hab' scho oft dacht, i geh' wieda in Dienst, verkauf' den Hof und bin die ewigen Sorg'n los. Kinder hab' i keine, für wen soll man sich plag'n?" — „Hast halt weit weg geheirat", Kathi, wo dir deine Leut nit zur Seite steh'n könn'n!" — „Is wahr! Aber an so was denkt man nit, wenn man an gern hat." — „I wak", nickte der Semmler, und der Schimmer einer alten Wehmut legte sich auf sein Gesicht. „I hab's a'spürt, daß du den andern gern hast!" — „Na, na!" Sie hatte ein halbes Lächeln für diese vom harten Leben erdrückten blässen Erinnerungen. — „Woacht, wenn i di scho troff'n hab'", meinte sie, „so wakst du mir vielleicht an Käufer für mein' Hof. Kein Leuteschinder, kein Gurgelabschneider! Wegschmeiß'n tua i den Hof nit!" — „I wer' mi erkundig'n!" versprach der Semmler und fragte sie über den Hof aus. So kamen sie in die Stadt. Semmler lud seinen Gast beim Gerichte ab, sah der Frau bedauernd und bewundernd nach, wie sie mit Sicherheit in das Tor, das ihm das Tor aller Schreden schien, hineinschritt, und fuhr dann zu Markte. Immerfort mußte er über die Kathi grübeln. Er hatte Mitleid mit dem zermürbten alten Weiblein, das sich da mutterseelenallein durchs Leben schinden mußte. Im Wirtshaus, bei kurzer Rast, erzählte er dann den Leuten, daß ein prächtiger Hof zu verkaufen sei und schilderte dessen Vorzüge, ohne sie zu kennen, aber mit heftigster Überzeugung. Ein paar Tage später kamen schon Leute, die den Hof sehen wollten, zu Kathi. Und mancher meinte es ernst. Kathi lobte den Zufall, der sie dem Semmler zugeführt hatte. Zu Hause kaskelte der alte Bauer noch viel von jener Begegnung. Seine Frau, eine stattliche Matrone — er hatte immer für grobschmiedene, willensstarke Weibsbilder geschwärmt, und die Kathi war auch einmal eine solche gewesen — sah ihn mit mißtrauischen Augen an. — „Was redst denn immerzu von der Kathi? Wer is dös? Was geht sie di an?" — „O, mei, Alte!" lachte da der Semmler und zeigte seine gelben Zahnrüste. „Bist epper eifersüchtig auf die?" — „Frau Anna warf den Kopf in den festen Nacken. „Über die Joahr' san mir zwa hinaus! Aber wiss'n möcht' i, was di das fremde Weib angeht?" — „Aner Witfrau wird man do no beisteh'n dürf'n? Ober verbiet' die Ehe das Gutsein?"

„Ihr Männer seid's ja am liebsten gegen Weiber guat! Dös kennt man!" Frau Anna hatte schon ein paar rote Flecke im dicken Gesicht.

„Schak!" balzte der Alte, der seit vierzig Jahren in sie verliebt war, und schmatzte ihr einen Kuß auf den ärgerlich verzogenen Mund, der danach eine gewisse Freundlichkeit nicht verleugnen konnte. Trotzdem tat ihm die alte Kathi leid, und er hätte ihr gern beim Verkauf des Hofes beigegeben. Aber wie wegkommen? Einen ganzen Tag hätte man vom Hause fortbleiben müssen, denn die Kathi wohnte weit. „Annerl? Brauchst g'wis a neich's G'wand? Übermorgen is Joahrmarkt!" — „Werd' mir nur nit übermüti, Alter. Wozu brauchet i a neich's G'wand, hab' mir meins erst vor zehn Joahr g'macht." — „Aber guate Schuch friagt ma am Joahrmarkt!" — „Für meine verbogenen Füas is unier Schuster a recht." — „Om... I wer' aber doch hinschau'n von weg'n dem neich'n Pflug!" — „I denk', unier Kaufmann sollt' dir für nächste Woch' ein'n beschaff'n?" — „Dem seine Pflüg' taug'n nitz! A Auswahl muß ma doch hab'n, da muß ma nehmen, was er bestell't!" — „Na, dann muas halt fahr'n!" — Am nächsten Morgen fuhr er, stieg beim Joahrmarkt nicht ab, ließ das Pferd weiterlaufen, eine unbekannte Dorfstraße entlang, dorthin, wo die Kathi wohnte. Die empfing ihn in heller Freude. Sie wußte sich gerade keinen Rat, weil sie etwas komisch Verwirrtes unterzeichnen sollte, in dem sie so viele Worte fand, daß sie nicht wußte, ob die ihr günstig oder ungünstig seien.

Der Semmler hatte in der Schule immer lauter „Einser" gehäht. Er durchschaute gleich ein paar Kniffe, die der Abokat des Kaufmanns geschickt in eine Menge von Wortungeheuren gepackt hatte. „Dös muas weg — und dös da a!" Damit strich er einige Sätze einfach durch. Reich bedankt empfahl er sich. Es war doch schön, so einem armen Weibe, das nichts von solchem Handel verstand, helfen zu können! Schade, daß man das der Anna nicht sagen konnte, daß die Weiber immer denken mußten, man helfe einer Frau nur,

wenn man sie liebe. — Er kam zum Joahrmarkt zurück und wollte nun in Ruhe und Gemächlichkeit den neuen Pflug kaufen. Er schritt dem Plabe zu, wo die Pflüge aufgestellt waren. Dort lag auf einem Bündel, scheinbar schon längere Zeit, Frau Anna. Sie sah böse aus und hatte ihre roten Flecke im Gesicht. Semmler erschrak. Sie fuhr gleich auf ihn los. „Wo stehst? Hier sagt man, du wärs't no gar nit dag'wes'n! Wo treibst' di herum? Aus welcher Richtung kommst eigentlich? A so — von dort? Na ja, bei der Kathi warst! G'wis, die wird schöner sein als i!"

„Aber, Weib! Hör auf damit! Denk' doch, daß wir beide, und die Kathi a, an die Hebzis sind!"

„Ja, ja, mach' mi nur nit dumm! Zur Liab is man nie a alt!"

„Hör auf mit der Liab! A Mensch wollt' i san und aner Witwe helf'n!"

„I werd' dir zeig'n, Witwen helf'n! Von nun an rührst' di nimmer weg allan... Alsdann, und was is mit'm Pflug?"

Gedrückt besah er die Pflüge, und wurde erst wieder frisch, als er dem geschmeidigen Verkäufer einen tüchtigen Baten Geld abgehandelt hatte.

Verstimmt fuhren sie nach Hause. Eifersüchtig die Frau, in seiner Unschuld bitter getränkt der Mann. Er hätte den Mund nicht aufgemacht, wenn sie, der grauhaare, noch immer geliebte Schak, nicht plötzlich mädelhaft wild aufgeheult hätte. Zwei Dinge konnte er nicht ertragen: ein Dach, durch das es regnete, und eine weinende Frau. Deshalb begann er im weichsten Flötentone: „So versteh' mi doch. Mir san jetzt vierzig Joahr a'samm", hab' i dir je Grund zur Klage ge'm? Helf'n wollt' i der Frau. Is das was Schlimm's? Sie is ja schon alt, wiar du und wiar i! G'fährli' wird mir die arme Kathi nimmer! So a alt's Weiberl wiar die!"

„Woas sagst? I wär so alt wiar die Kathi? Dann kann ja i dir nimmer gefährli' wer'n? No schöner! Dös sagt er seiner eigen'n Frau! Aber ich hab' mi erkundigt, die Kathi is um dreieinhalb Joahr älter als i! Dös is no a bißel a Unterschied, mei' Lieber!" Und sie verteidigte drohend ihre jugendlichen Vorzüge.

Da lachte der Semmler, daß ihm das Bäuchlein wackelte. „Na also! Wird mir da die Jüngere nit am best'n g'fall'n? Katzi'll' bist jünger und schöner und frischer und um an Kopf größer als die Kathi!" Und er schnalzte ihr einen Kuß auf die von Empörung entzündeten Wangen. „Bist um dreieinhalb Joahr jünger als die Kathi, so kannst nur du mir a'fährli' werd'n!"

Das Pferd fühlte die Zügel in der Hand lockerer werden, es machte einen Sprung und lief dann rascher nach Hause. Im Bewußtsein ihrer Vorzüge und der entscheidenden dreieinhalb Jahre gab die Frau auf dem Wagen endlich Ruhe, und der Alte neben ihr lächelte in sich hinein.

## Liebe und Sport.

Um die Griechenfrauen zu betören, schlug die Leier meisterhaft Apoll. Täglich ließ er seine Stimme hören, die ihm herrlich aus der Kehle quoll. Heute geizt der Jüngling mit Minuten, und zum Leierschlagen fehlt die Zeit... Dreimal kräftig mit dem Bockshorn tuten heißt so viel, wie: „Liebste, sei bereit!"

Liebe trieb die Menschen zueinander, sie bestieg Sturm und Wellenbraus: In den dunklen Nächten schwamm Peander durch den Hellespont vor Heros Haus. Heute bringt schon oft ein biskhen Regen Manche Maid um den geliebten Mann, weil er auf den aufgeweichten Wegen Seinen Wagen nicht beschmutzen kann.

Einstens blies der Jüngling sanft die Flöte Sehnsuchtsvoll vor der Geliebten Tür; Und sie kam dann vor der Abendröte heimlich schnell zu flüchtigem Grub' herfür. Heute, gleich im Anfang der Bekanntschaft, fährt sie mit zum Wochenend hinaus. Auf dem Rotzß rast sie durch die Landschaft, und am Montagfrüh kommt sie nach Haus.

Wie im Kino schwirrt es durch das Leben: Schlagwort, Tempo, Wettbewerb, Rekord! Logisch mußte sich der Schluß ergeben: Auch die Liebe treibt man jetzt als Sport! Wo sich so die Kräfte überbannen, Ist es klar, daß die Bekannung flieht... So erklären sich die vielen Pannen, Die man in der Heiratskurde sieht.





## Im Zeitalter der Elektrizität.

Von Ernst Trebesius.

Betrachtet man als Endziel der Technik den Ersatz der Handarbeit durch die Maschine, so muß zugegeben werden, daß wir uns diesem Ziel mit Riesenschritten nähern. Der Mensch, einst Erzeuger von Energien, ist schon längst zum Regulator gewaltiger Kräfte geworden, und in unseren Tagen ist die Technik bemüht, auch die Regulierung dieser Kräfte dem Menschen abzunehmen und den Maschinen selbst zu überlassen. Der Kesselheizer im weißen Anzug, beim Großkraftwerk Klingenberg der Stadt Berlin zum ersten Male in Erscheinung tretend, ist nur eines der zahlreichen Symbole technischen Fortschrittes unserer Zeit. Aus dem verstaubten, im Schweiß seines Angesichts kohleschaukelnden Kesselheizer ist ein Aufseher, ein Kontrolleur der Dampfanlage geworden. Damit noch nicht zufrieden, strebt der moderne Techniker auch noch die Kontrolle, die Regelung der Kesselheizungen durch selbsttätig arbeitende Apparate an, um menschliche Unzulänglichkeit gänzlich auszuschalten. Die Vielfältigkeit der Handlungen, die zur Einstellung der Überwachungsorgane einer großen neuzeitlichen Dampfanlage nötig sind, erfordert bei Handbedienung so Aufmerksamkeit und unablässige Beobachtung, daß es zweckmäßiger ist, den Mensch von dieser Arbeit zu entlasten und sie einem elektrischen Kesselwärter anzuvertrauen. Dieser vermag die Anpassung der Brennstoffzufuhr an die Belastung, die Regelung der ausgeführten, zur Verbrennung erforderlichen Luftmenge, und die Innehaltung des Unterdrucks im Feuerraum müheloser zu handhaben wie sein lebender Kollege, der dafür andere Obliegenheiten erfüllen kann. Die selbsttätige Kesselregelung auf elektrischem Wege ist bereits in mehreren Kraftwerken eingeführt worden und hat sich in allen Fällen sehr bewährt.

In gleicher Weise wie die Arbeiten des Kesselheizers sind auch die des Maschinenwärters in den letzten Jahrzehnten immer mehr mechanisiert worden. Eines der bezeichneten Merkmale moderner Kraftwerke, seien sie nun durch Wärme oder Wasser betätigt, ist die auffallende Verminderung des erforderlichen Bedienungspersonals. Mit Recht spricht man heute vom menschenleeren Maschinenhaus, wobei man freilich den Begriff nicht ganz wörtlich auffassen darf. Neuerdings ist es der Technik gelungen, bei kleineren Wasserkraftanlagen auch den letzten Wärter aus dem Maschinenhaus zu verbannen. Das erste bedienungslose Wasserkraftwerk in Europa wurde im Jahre 1925 bei Oberswalde errichtet. Als zweite Anlage folgte später das Kraftwerk der Stadt Trier. Die selbsttätige Regulierung der den Wasserrädern zuffließenden Wassermenge geschieht bei derartigen Anlagen in der Weise, daß Schwimmerleinrichtungen den Wasserpiegel im oberen Wasserlauf kontrollieren. Jede Veränderung des Wasserstandes wird von ihnen den elektrischen Hebeeinrichtungen eines Walzenwehres angezeigt, die ihrerseits das Wehr heben oder senken. Die Kraftanlage paßt sich somit bei ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb ohne besondere Wartung allen Wasserstandsschwankungen des betreffenden Flusses in sehr feinfühleriger Weise an. Ein Elektromotor hebt oder senkt das Walzenwehr. Automaten lösen bei Störungen im Wehr oder bei etwa eintretender übergroßer Erwärmung der Maschinenlager die Steuer- und Schaltmechanismen aus und bringen die Maschinen zum Stillstand. Gleichzeitig wird die Störung durch Signale an der Haupt Schalttafel im ferngelegenen Elektrizitätswerk kundgegeben. Der Betriebsleiter erfährt auf diese Weise von der Störung und kann seine Fachmänner zur Beseitigung der Störung ausenden.

Da die Stromverluste in den elektrischen Leitungen um so geringer werden, je höher gespannt der Strom ist, so werden von den Kraftzentralen nur sehr hoch gespannte Ströme in die Ferne gesandt. In dieser Form sind sie jedoch für den Verbrauch ungeeignet. Sie müssen deshalb in der Nähe der Verbrauchsstellen auf niedrigere Spannung gebracht werden. Dies geschieht in den Umformstationen. Je nach ihrer Bedeutung und ihrer Lage im Netz sind diese sehr verschiedenartig groß und ausgerüstet. Die Bedienung derartiger Anlagen durch Menschen ist nun insofern eine den Strom ziemlich verteuernde Angelegenheit, als Räume, in denen Menschen ihren Dienst verrichten sollen, größere Aufwendungen für Entlüftungen, für staubfreie Fußböden, für Wasch- und Bedürfnisräume, bequeme Zugänge usw. erfor-

dern, als man sie einem bedienungslosen Maschinenraum angedeihen läßt.

Der Erreichung des angestrebten Zieles, den Strom so billig als möglich an den Verbraucher abgeben zu können, stehen drei Wege offen. Die Unterstation kann erstens vollautomatisch gestaltet werden; sie läßt sich zweitens auch halbautomatisch bedienen, und drittens kann man auch die Wartung von der Zentrale aus vornehmen. Die vollautomatischen Stationen verrichten ihren Dienst ohne jede Hilfsverbindung und nehmen die erforderlichen Schaltvorgänge lediglich auf Anregung durch entsprechende Relais vor. Halbautomatische Stationen werden durch eine Hilfsleitung angelassen oder stillgesetzt. Wird die Hilfsleitung dazu benutzt, um sich alle Einzelschritte, die in den Unterstationen selbsttätig geschehen, melden zu lassen, dann hat man eine fernüberwachte automatische Station. Von ihr bis zur fernbedienten Station, in deren Gang die Zentrale jederzeit eingreifen kann, ist nur noch ein Schritt, der ebenfalls schon beschritten wurde. Die Einrichtungen, die zur sicheren Fernbedienung einer Unterstation erforderlich sind, bedürften natürlich einer ganz besonderen Ausbildung. Heute können die entgegenstehenden Schwierigkeiten als völlig überwunden angesehen werden, und die fernbediente Unterstation ist schon verschiedentlich bei Bahnnummernwerken, bei denen es auf größte Sicherheit der Stromversorgung ankommt, mit Erfolg angewendet worden.

Die industriell betriebene Seilerbahn, auf der die schweren Seile für die Schifffahrt und andere Zwecke hergestellt werden, hat zwar den Pferdeantrieb schon seit geraumer Zeit durch die Maschine ersetzt, doch basiert sie in den Grundzügen noch immer auf den Herstellungsmethoden der früheren handwerksmäßigen Seilerei. Die Seile entstehen bekanntlich in der Weise, daß zunächst eine Anzahl Fäden (in erster Linie wird Hanf verwendet) zu einer Lise verzwirrt werden. Aus mehreren Lisen wird alsdann ein Seil, und aus mehreren Seilen ein Kabel geschlagen. Die Hauptteile einer Seilerbahn umfassen deshalb: 1. das Spulengestell, das die aus der Zwirnerlei kommenden mit Garn bewickelten Spulen aufnimmt, 2. die Registerplatte, durch deren Löcher die einzelnen Fäden hindurchgezogen werden, um sich in einer gemeinsamen Preßbüchse zu vereinigen, 3. den Austreibewagen, und 4. die Schlagmaschine. Der Betrieb geht in der Weise vor sich, daß die vom Spulengestell kommenden Fadenenden durch die Registerplatte gezogen, in die Preßbüchsen eingeführt und hinter diesen zu einer Schale zusammengebunden und in je einen Haken des Austreibewagens eingehängt werden. Sind alle Fadenstränge am Wagen befestigt, so wird dieser auf der Seilerbahn entlang gezogen. Dabei drehen sich die Haken, und die Fäden verzwirren sich zu einer Lise. In ähnlicher Weise werden später mit Hilfe einer feststehenden Schlagmaschine aus einer bestimmten Anzahl Lisen die Seile hergestellt. Beim handwerksmäßigen Betriebe wurden meist zwei Pferde vor den Austreibewagen gespannt. Die feststehende Schlagmaschine wurde mit Hilfe eines Göpelwerkes ebenfalls von Pferden angetrieben. Als an Stelle der Pferde die Kraftmaschine trat, mußte eine die ganze Seilerbahn entlang laufendes Antriebsseil vorgezogen werden, das die Bewegung je nach Bedarf auf den Austreibewagen oder die Schlagmaschine übertrug. Neuerdings ist es nun gelungen, das Antriebsseil durch den elektrischen Antrieb der Seilerbahn vollständig zu verdrängen, was eine ganz wesentliche technische Bervollkommnung der industriellen Seilerei bedeutet.

### Die deutsche Himalaja-Expedition.

"Times" meldet aus Kaskutta: Die ersten Berichte von der deutschen Himalaja-Expedition besagen, daß vom 10. bis 20. August zwei Gruppen vom Ausgangslager auf dem Zemugetschers sich damit befaßten, die in Betracht kommenden Annäherungswege auf den Rintchinjunga zu erforschen. Eine Gruppe, die aus drei Bergsteigern bestand, erreichte eine Höhe von etwa 5700 Meter auf dem Simvufattel. Da sie jedoch feststellte, daß der Boden infolge der Lawinen verräterisch war, kehrten sie zum Ausgangslager zurück. Die zweite Gruppe stieg bis zur Höhe von 6600 Meter am äußersten Ende des Zemugetschers auf, stieg jedoch dann auf einen steilen Felsen und auf eine Eiswand, die für die beladenen Träger unzugänglich war. Weitere Erkundungen werden notwendig sein, bevor ein ernstlicher Angriff auf den Rintchinjunga unternommen werden kann.